



**Aschermittwoch der Künste  
„Zeit zu lassen“  
Landeskirchlicher Empfang im Hamelner Münster  
22. Februar 2012**

**- Es gilt das gesprochene Wort -**

Sehr geehrte Damen und Herren,  
liebe Gäste des Aschermittwochs der Künste,

Ich beginne mit einer Erfahrung der Zeit. Sie spielt sich ab in einem anderen Kirchraum, in Halberstadt. Seit über 11 Jahren wird dort ein Musikstück aufgeführt, das im Jahr 2639 erst zu Ende sein wird. Es stammt von John Cage aus dem Jahre 1987 und heißt Organ/ASLSP. Übersetzt: Orgel – so langsam wie möglich. John Cage, der in diesem Jahr 100 Jahre alt geworden wäre, war ein Vordenker der minimal music, die heute als Musikform im Mittelpunkt steht. In der ehemaligen Klosterkirche hat man das Gefühl, ein kleines Stück Ewigkeit zu erfahren. Die Muße und sanfte Gelassenheit, mit der viele Besucher des Cage-Konzertes die unnachahmlichen Klänge in der jahrhundertealten Kirche aufnehmen, hat etwas Meditatives und erinnert an Zen. Ein Klangraum der Ewigkeit. Eine einzigartige Aura. Jährlich kommen 10.000 Besucher zum längsten Konzert, das es jemals in der Menschheitsgeschichte gegeben hat. Was fasziniert am meisten? Der Ton? Vielleicht das archaische Geräusch ausströmender Luft, die einen Ton entstehen lässt und darin an Wind und Melodien der Natur erinnern lässt? Was hier technisch-handwerklich entstanden ist, öffnet so wie das Meerrauschen oder die Illusion einer Muschel am Ohr große Räume im eigenen Innern.

Interessant ist dabei auch die Wahl des Mediums. Ein Ton, eine Melodie wird als Zeitbrücke gewählt. Doch was von tausenden Ohren durch Jahrhunderte gehört werden wird, verweist auch darauf, dass das Hören dem menschlichen Organismus



zugleich die Erfahrung der kürzesten Zeitabschnitte erlaubt. Wir erleben sie dann nur nicht mehr als Zeit. Beim räumlichen Hören, wenn Schall an einem Ohr Sekundenbruchteile früher eintrifft als am anderen, errechnet das Gehirn aus dieser Differenz die Richtung, aus der das Geräusch kommt. Einige zehntausendstel Sekunden braucht unser Gehirn dafür. Nichts an sinnlicher Wahrnehmung vollzieht sich schneller. Und nun in Halberstadt also das ewiglange Atmen einer Orgel. Das Gegenteil der Zehntelsekundenbruchteile. Ewiger Klang. Gottesklang. Vor allem fasziniert der Umgang mit der Zeit. Ein Konzert über mehr als 600 Jahre spielen zu lassen und damit eine Klangsphäre zu schaffen, die souverän Vergangenheit und Zukunft hinter sich lässt und eine Jahrhundert lange Gegenwart entstehen lässt. John Cage war Philosoph, Maler und Literat und hinter allen seinen Arbeiten spürt man das Bedürfnis „Bewusstsein zu schaffen“ für Musik, aber auch für unsere Verhaltensweisen und unser Vermögen zu denken.

Man mag über ein solches Kunstprojekt lächeln. Mich hat es berührt, als ich davon hörte. Es ist ein wunderbares Spiel mit der Zeit. Die Idee einer solchen Kunstaktion ist entstanden im Heute, in einer Epoche, in der Zeit so wenig dauerhaft erlebt wird wie wohl noch niemals zuvor. Bei der Frage der Realisierung des Orgel-Werkes kam man in einem großen Gespräch mit klugen Leuten zu dem Ergebnis, dass man „as slow as possible“ unendlich denken muss – „zumindest so lange“, so hieß es, „wie die Lebensdauer einer Orgel ist und es Frieden und Kreativität in künftigen Generationen gibt“. Das ist eine wunderbare zeitphilosophische Notiz in unserem Nachdenken über „Zeit zu lassen“. Denn wir formulieren unsere Zeiterwartungen normalerweise völlig anders. Das beginnt mit dem Reden „keine Zeit zu haben“ als alltägliche Floskel und geht über die Vernichtung der Zeit in Terminen oder Mobilität, in beschleunigter Existenz bis zu der Erfahrung der Relativität räumlicher Distanzen insgesamt. Wir leben in einem schrumpfenden Zeit-Raum.

Niemals zuvor konnten sich Menschen so schnell von einem Ort an einen anderen bewegen und damit Zeit und Raum vernichten. Und in dieser Zeitvernichtung

verschwindet die Gegenwart. Sie löst sich auf. Es verschwindet die eigene Präsenz, auch die *erinnerte* Präsenz. Je angestrenzter und schneller ein Mensch die Zeiträume durchheilt, je schärfer die Tyrannei der Dringlichkeit ihn ergreift, umso geringer wird er seine eigene Existenz als präsentisch erleben. Denn Gegenwart meint ja viel mehr als die Zeit zwischen Vergangenheit und Zukunft. Diese Wortbedeutung ist ihr erst im 18. Jahrhundert gegeben worden, es meint vor allem: Anwesend-Sein, Zugegen-Sein. Einen Zustand, der für die darstellenden Künste grundlegend ist. Und ich höre von diesem Zugegensein im Gesprächen mit Künstlerinnen und Künstlern viel; seien es Fotografen und Fotografinnen, die ja in einem besonderen Maße Zeit-Genossinnen sind, weil sie den Moment einer Gegenwart fixieren wollen. Seien es Maler, die in der Bilddarstellung eine Gegenwart formulieren, die durch kommende Zeiten eine facettenreiche Präsenz behält. Der künstlerische, kreative Prozess existiert nur in einer besonderen Präsenz. Das gilt für das Entstehen wie auch die Rezeption von Kunstwerken: In der Gegenwart sein!

In der christlichen Tradition wird dieses „In der Gegenwart sein“ als eine Gravitation gegen die Zeitvernichtung wieder entdeckt. In der Tradition der Mystik ist diese Gravitation erfahrbar. Die Mystik, die von der ganz frühen Kirche über die großen Mystiker des Mittelalters bis zu einem Theologen wie Dietrich Bonhoeffer und heutigem Klosterleben reicht. Nicht nur sich Zeit lassen, sondern sich lassen. Meister Eckhart schreibt: „Ich lasse mich dir, heiliger Gott, und bitte dich: Mach ein Ende aller Unrast. Meinen Willen lasse ich dir. Ich glaube nicht mehr, dass ich selbst verantworten kann, was ich tue und was durch mich geschieht. Führe du mich und zeige mir deinen Willen... Alle ungelösten Fragen, die Mühe mit mir selbst, alle verkrampften Hoffnungen lasse ich dir. Ich gebe es auf, gegen verschlossene Türen zu rennen, und warte auf dich. Du wirst sie öffnen. Ich lasse mich dir. Ich gehöre dir, Gott. Du hast mich in deiner guten Hand. Ich danke dir.“ Im „Sich lassen“ öffnet sich der Weg zu Gott. Einige Klöster im Gebiet unserer Landeskirche haben gerade diesen Gedanken in den vergangenen Jahren als Grundlage für ihre Arbeit neu aufgenommen und entwickelt.



In der Musik ist diese Erfahrung des „Sich lassen“ vielleicht am unmittelbarsten spürbar. So wie in der Musik, die wir eben gehört haben. Musik, die mich trifft. Die, wie in diesem Kirchenraum, den Weg von verschiedenen Seiten zu meinem Ohr und auch zu meinem Herz findet. Sie thematisiert die Dauer, die Fragen von Zeitstrukturierung und Zeitwahrnehmung, den „Prozess“. Im Gegensatz zu Musikstücken, wo das fertige Werk im Mittelpunkt steht, geht es bei der minimal music um das Prozesshafte in der Musik, ihre Entwicklung in der Zeit und das Erzeugen eines Hörzustandes, der sich nach und nach oft minimal verändert. Das sind Bewegungen, die Menschen auch schwer fallen, weil das Ergebnis eben noch nicht feststeht. Es ist schmerzhaft, weil wir als Menschen auch nicht feststehen. Wir sind Vorübergehende, Traceure. Diesem Prozess in der Musik zu folgen löst uns von Erwartungen: Immer wieder sucht man den cantus firmus, Kadenzen, Sequenzen und findet sie nicht, nicht so wie erwartet. Vermisst Wiederholungen, Motivvariationen. Es bleibt eine musikalische Erfahrung des Fragments. Darin überzeugt diese minimal music.

Martin Luther schreibt der Auslegung des Philipperhymnus: „Dieses Leben ist keine Frömmigkeit, sondern ein Fromm-Werden. Keine Gesundheit, sondern ein Gesund-Werden. Kein Wesen, sondern ein Werden. Keine Ruhe, sondern ein Üben. Wir sind es noch nicht, werden es aber.“ Das Dasein in dieser Welt kann sich auflösen im Hören der Musik und lässt fantastische Sphären und Wunschbilder entstehen. Der Komponist Stockhausen sagt, seine Musik diene der Vorbereitung auf die Ankunft von Wesen von anderen Sternen. Wer nicht ganz so weit geht, findet sich vielleicht eher bei Georg Picht ein, dem Philosophen und Theologen: „Da das Unsichtbare der Raum der Gottheit ist, bleibt die Musik immer noch die Sphäre der unmittelbarsten Begegnung mit dem Göttlichen“. Die Musik ist ein Medium, in dem Gottesbegegnungen möglich sind. Für Augenblicke gibt es keine Sinnfrage mehr; näher kann man Gott kaum kommen. Das kann in der Kirchenmusik wie in weltlicher Musik gleichermaßen geschehen.



Eine der klassischen Streitpunkte im Dialog zwischen Kirche und Musik ist die Frage, ob die Musik dem Wort untergeordnet ist oder auch für sich, d.h. auch ohne (biblische) Botschaft stehen kann. Diese Frage kann man ausgeweitet auf den ganzen Dialog zwischen der Kirche und den Künsten übertragen: Braucht es eine eindeutige Botschaft, die sich der transzendenten Botschaft verdankt, und wer bestimmt diese? Der Heilige Geist? Oder ist sie in der „Glaubens“- oder „Kunst“-Verantwortung von jedem selbst zu legen? Es gibt – glaube ich - kein striktes Entweder-Oder. Vielleicht kann man dieses am deutlichsten auch in der Kunstform der Musik wahrnehmen und in den Stücken des heutigen Empfangs: Eben haben wir das Psalm des estnischen Komponisten und orthodoxen Christen Arvo Pärt gehört. Ein textloser Psalm, der in seinem Œuvre in einer Reihe steht mit vielen Vertonungen einzelner Psalmen. Das Buch der Psalmen ist eine grandiose Sammlung von Gedichten und Lieder, die von Beginn an mit und ohne Instrumentalbegleitung gesungen worden sind. Worte, die Töne geworden sind und manchmal auch nur Töne wie bei Arvo Pärt. Die Musik von Arvo Pärt, den ich sehr schätze, ist immer wieder als „spirituelle“ und „religiöse“ Musik bezeichnet worden. Sein musikalisches Credo lautet: „Hinter der Kunst, zwei, drei Töne miteinander zu verbinden, liegt ein kosmisches Geheimnis verbunden“. Ein Geheimnis, das sich für Pärt aus den biblischen Texten, gerade auch den Psalmen, speist. Aus dem Geheimnis zwischen Klang und Stille, als ein Schweigen, das „das Nichts ist, aus dem Gott die Welt erschuf.“ Arvo Pärt schafft Klangbewegungen in, mit und durch die Musik, die uns zu neuen Erfahrungen hinführen. Wenn ich Gott nicht entfliehen kann, dann sind all die kulturellen Zeichen des Sichtbar-machens, des Hörbar-werdens in Kunst und Kultur nicht nur menschliche Raumfüllungen. Sie sind ein Geschmack für die Ewigkeit. Das große Konzert der Kultur spielt sich als opus metaphysicum ab.

In die Freiheit, in die wir geworfen sind, werden unsere Sprache und unser Gesang, unser Spiel und unser Tanz Antworten auf Gott sein. Immer wieder gilt es zu erinnern,

dass die Kirchen in ihren verschiedenen Traditionen von Beginn an der Gewissheit des Glaubens einen künstlerischen Ausdruck gegeben haben. In der Musik und der bildenden Kunst ebenso wie in der Architektur. Die Spielarten und Sprachen sind vielfältig und deshalb verwundert es nicht, wenn immer wieder auch die schärfsten Kritiker in der Kunst von Gott etwas spüren. Wenn Cioran, ein verzweifelt Suchender schreibt: „Wenn wir Bach hören, sehen wir Gott aufkeimen, sein Werk ist gottheitgebärend“ (Cioran, Von Tränen und von Heiligen, GW S.376), dann weist es nur darauf, dass Gott in einer hymnischen Präsenz unzählige kulturelle Spuren legt, die unsere Absolutheit der Wirklichkeit zerbrechen.

### **(Zeit) Zulassen.**

Der Psalter ist ein Trostbuch, aber kein Vertröstungsbuch. So wie auch „sich lassen“ nicht „anything goes“ bedeutet. Es ist ein Buch, das im „Sich Lassen“ bedeutet: „von Gott her, zu Gott hin“. Eine eindeutige Richtung, die auch erschreckt. Eine Spur im Fragment. Und die wir heute in der Vielzahl der Klang- und Worthülsen, in der alltäglichen Vielgötterei nicht gewohnt sind.

Der Psalm, der an diesem Tag im Kirchenjahr, dem Aschermittwoch, gelesen und bedacht wird, und zwar sowohl in der evangelischen Kirche, wie in der römisch-katholischen ist der Psalm 51. Er gehört zu den sieben so genannten Bußpsalmen.

Ab und an werde ich gefragt, warum es gerade der Aschermittwoch ist, der sich zu Beginn der Passionszeit als angemessener Zeitpunkt für den Kunst- und kirchlichen Künstlerempfang eingebürgert hat. Er ist im katholischen Frankreich im Zusammenhang mit den Aschekreuz-Gottesdiensten nach dem zweiten Weltkrieg entstanden. In den 1970er Jahren wird er auch in Deutschland begangen und seit einigen Jahrzehnten mit anderer Akzentsetzung auch in den evangelischen Kirchen. Doch: Ob die Künstler die Buße nötiger haben als andere Berufsgruppen und Daseins-Existenzen? Ich glaube nicht. Doch eine künstlerische Existenz ist passioniert. Sie ringt oft existentiell mit der Deutung von Leben, sie greift direkt ins eigene Leben hinein. Passion als Leiden und Leidenschaft ist bei Künstlerinnen und

Künstlern, so erlebe ich es, enger verbunden als für manch andere. Ein Künstler ist ein Ausgesetzter, er ringt um die Worte, schafft Bilder und Klänge. Der Aschermittwoch als existenzieller Ruf umzukehren, das passt zu der Bewegung, sich immer wieder neu aufs Spiel zu setzen. Mit Körper, Leib und Seele, mit seinem Können und Unvermögen. Vielleicht liegt darin auch die Dynamik dieser Aschermittwoch-Empfänge. Künstler sind näher an der Umkehr – nicht immer nur zu Gott hin – als viele andere Menschen.

Mir ist wichtig, dass wir in der hannoverschen Landeskirche diese Tradition des Kunstempfanges, der Begegnung zwischen den zeitgenössischen Künsten und der Kirche aufgenommen haben. Ich bin dankbar für diese gute Tradition. Wir stehen als Kirche in der Zeit. Und gerade die zeitgenössischen Künste ermöglichen uns, den Puls der Zeit wahrzunehmen. Das Gespräch mit Kunst- und Kulturschaffenden ist mir persönlich bleibend wichtig.

Und nun zu dem 51. Psalm. Es ist ein Psalm, der – so will ich das einmal behaupten - von der Struktur her Ähnlichkeiten mit der minimal music aufweist: Er hat Dauer. Er ist reduziert in dem, was dem Beter auf dem Herzen liegt. Er lebt von Wiederholungen der eigenen Erfahrungen und der Beziehungsaufnahme zu Gott, immer wieder gibt es neue Phrasierungen eines Gedanken. Er ist pure Gegenwart, auch wenn er schon fast 3000 Jahre alt ist. Der Psalm berührt Herz und Geist, er ist nicht leicht zu hören. Der 51. Psalm ist ein Lied, das der König David singt, ein Grenzgänger. Es ist ein Lied, das mit Scham gesungen oder gesprochen wurde, mit Angst, mit Ekel vor sich selbst, mit Trauer, und getragen von Vertrauen, von Hoffnung, Welt- und Gottesliebe. Ein Gebet über Schuld, eigenes und fremdes Leiden. Und obwohl es so lang ist, sind die Stille zwischen den Worten, die Pausen zwischen den Tönen wahrscheinlich noch länger gewesen. Ein Lied, das mit Wiederholungen arbeitet und sich abarbeitet an dem, was David in seinem Innersten erschüttert hat.



Der Psalm greift so viele Themen auf, lässt so viele Saiten anklingen, dass er eine große Fuge wird. Für heute ist mir der Beginn wichtig. So wie auch der Aschermittwoch der Beginn eines Weges ist bis hin zu Karfreitag und Ostern. Das „Gott, sei mir gnädig“, auf lateinisch „Miserere“. Es beginnt ganz individuell und ist doch eine Weitung ins Existenzielle. So wie auch die Kunst und die Begegnung zwischen Kunst und Kirche niemals L’art pour l’art sein will und soll. Sich vor Gott zu stellen und um Erbarmen bitten, sich in die Gnade Gottes fallen zu lassen, ist eine große Transformation.

Psalm 51 ist ein Schuldbekennnis. Das ist nicht mehr in Mode. Es geht in den Verfehlungen unserer Repräsentanten und Idole nicht um Vergebung, sondern um eine weiße Weste. Es wird dementiert, es wird retuschiert und kaschiert. Die Skandale, die viele Menschen in unserem Land bewegen, sind ein Trauerspiel. Sie sind ein Trauerspiel, nicht, weil es hier um menschliches Versagen oder um Schuld geht. Nein, sie sind ein Trauerspiel, weil sie die Unfähigkeit zur Trauer dokumentieren. Sie sind ein Trauerspiel, weil Schuld, Buße und Umkehr in unserem gesellschaftlichen Leben kaum noch einen Platz haben. Psalm 51 gehört zu den sieben Bußpsalmen. Ein königliches Gebet angesichts einer Schuld, die mit allen Kriegserfolgen und politischen Siegen in die Geschichte dieses Königs eingegangen ist. Und das war geschehen: Ein König vergreift sich an der Frau seines Soldaten. Als Bathseba, so heißt die Begehrte, schwanger wird, will der König dem Betrogenen das Kind unterschieben. Dies misslingt und David sorgt für den sicheren Tod des Ehemannes im Kampf. Wie so viele andere biblische Gestalten wird auch der große König David im Alten Testament als fehlbare und vergebungsbedürftige Gestalt überliefert. Sie sind keine Helden und sie haben keine weißen Westen. Und auch sie standen wie unsere heutigen Repräsentanten in der Öffentlichkeit. Diese Männer und Frauen des Alten Testaments standen aber nicht nur in der damaligen Öffentlichkeit. Sie standen auch vor Gott, der barmherziger ist als jede Zeitung. Sie standen vor Gott, der gerechter ist als jede Fernsehgerichtsshow. Gebote und Regeln galten ohne Ansehen der Person, Ehebruch war Ehebruch, auch wenn es ein königlicher war. Und



Mord blieb Mord, auch wenn ein prominenter Auftraggeber wie König David dahinter steckte. Vor Gott erst wurde menschliches Vergehen zur Schuld. Es wurde zum Abweichen von festgelegten Maßstäben und Regeln, die dem Leben dienten. Schuld kann einer erst dann erkennen, wenn ihm die richtige Alternative vor Augen steht. Oder wenn einer kommt, der ihm die Augen öffnet für andere Möglichkeiten des Lebens. David flüchtet sich nicht in Entschuldigungen, David bereut, was er getan hat. Er tut Buße. Er bittet um Vergebung. Gott, sei mir gnädig und erbarme dich. Der christliche Autor Jochen Klepper schreibt: „Hat meine Sünde mich verklagt / hast du den Freispruch schon verkündet / Wo hat ein Richter je gesagt, / er sei dem Schuldigen verbündet? / Was ich auch über mich gebracht, / dein Wort hat stets mein Heil bedacht.“ (Trostlied am Abend)

Der Psalm endet: Schaffe in mir Gott ein reines Herz und gib mir einen neuen beständigen Geist. Es ist die Bitte um Erneuerung. Schaffe in mir, Gott. Es ist eine Erinnerung an den Anfang, an Gottes Schöpfung. Am Anfang schuf Gott, was gut war. Daran erinnert der Beter mit seiner Bitte: Schaffe in mir, Gott, ein reines Herz. Ein neuer Anfang wird möglich. Verwirf mich nicht von deinem Angesicht und nimm deinen Heiligen Geist nicht von mir. Wer so betet, hat begriffen: er kann sich nicht selbst reinwaschen. Er kann sich nicht entschuldigen und entschulden aus eigener Kraft. Ein Neuanfang wird nur möglich, wenn er von außen geschenkt wird. Wenn einer zu mir sagt: Ich bin mit dir. Ich verurteile dich nicht. Wie du gelebt hast, hat mir nicht gefallen. Was du getan hast war Unrecht. Aber du kannst weiterleben und einen neuen Anfang wagen. Und wie der Beter zuvor seine eigene Schuld annehmen musste, so muss er nun auch die Vergebung auf sich nehmen. Ein Neuanfang, eine fast unglaubliche Möglichkeit. Mit einem freudigen Geist rüste mich aus. So beschreibt der Psalmbeter diese Erfahrung. Es gibt Aufbrüche, auch wenn wir ihnen nicht immer gewachsen sind. Und manchmal kann man von diesen Aufbrüchen, in der Musik hören. Manchmal kann man davon lesen: In guten Texten. Den Künstlerinnen und Künstlern sei Dank dafür - jetzt und in Ewigkeit.